

Alejandro Zambra

# FAST EIN VATER

Roman  
SUHRKAMP



SV



Alejandro Zambra  
Fast ein Vater

Roman

Aus dem Spanischen  
von Susanne Lange

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 2020 unter dem Titel  
*Poeta chileno* bei Editorial Anagrama, Barcelona.

Die Übersetzung wurde gefördert  
vom Deutschen Übersetzerfonds e. V.

Abbildungsnachweise  
S. 403 Mabel Maldonado  
S. 446 Tonmani Camara

Erste Auflage 2021

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Berlin 2021

© 2020, Alejandro Zambra

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42971-6

*Für Jazmina und Silvestre*



Es gibt kein Zuhause, keine Eltern, keine Liebe:  
Es gibt nur Spielgefährten.

*Alain-Fournier / Jorge Teillier*

Eine Technik, die für das Schreiben taugt,  
sollte auch für das Leben taugen.

*Fabián Casas*



I  
Frühwerk



Es war die Zeit der überängstlichen Mütter, der schweigsamen Väter und der stämmigen großen Brüder, aber es war auch die Zeit der Decken, Plaids und Ponchos, sodass sich niemand wunderte, wenn Carla und Gonzalo jeden Nachmittag zwei, drei Stunden auf dem Sofa verbrachten, unter einem herrlichen Poncho aus Chiloé, der im eisigen Winter 1991 ein Grundbedarfsartikel zu sein schien.

Die Poncho-Taktik machte es möglich, dass Carla und Gonzalo den Hindernissen zum Trotz praktisch alles miteinander ausprobierten, abgesehen von der berühmten, sakrosankten, gefürchteten und ersehnten Penetration. Carlas Mutter hingegen verfolgte die Taktik, so zu tun, als hätte sie keine. Damit die beiden nicht übermütig wurden, fragte sie höchstens mit kaum merklicher Tücke, ob ihnen nicht warm sei, und im Chor antworteten sie, stotternd wie erbärmliche Schauspielschüler, aber nein, es sei hundekalt.

Carlas Mutter verschwand dann im Flur und konzentrierte sich auf die Fernsehserie, die sie in ihrem Zimmer ohne Ton sah – ihr reichte der Ton vom Fernseher im Wohnzimmer, denn Carla und Gonzalo sahen die Serie ebenfalls, zwar ohne großes Interesse, doch die ungeschriebenen Regeln verlangten, ein Auge darauf zu haben, wenn auch nur, um prompt

auf die Bemerkungen der Mutter reagieren zu können, die in unregelmäßigen, nicht unbedingt kurzen Abständen im Wohnzimmer auftauchte, die Blumen in der Vase richtete, die Servietten zusammenlegte oder sonst einer Tätigkeit von zweifelhafter Dringlichkeit nachging und manchmal Seitenblicke Richtung Sofa warf, weniger zur Beobachtung, sondern damit sie spürten, dass sie beobachtet werden konnten, und dabei Sätze fallen ließ wie *hat sie sich ganz allein zuzuschreiben* oder *der hat wohl einen Sprung in der Schüssel*, und dann antworteten Carla und Gonzalo, unter dem Poncho fast völlig nackt, immer im Chor und mit mächtigem Schiss, *ja* oder *klar* oder *ist halt verliebt*.

Carlas furchteinflößender großer Bruder – der kein Rugbyspieler war, aber nach Größe und Auftreten ohne Weiteres in die Nationalmannschaft gepasst hätte – kam gewöhnlich nicht vor Mitternacht zurück, und wenn er doch einmal früher dran war, schloss er sich in sein Zimmer ein und spielte Double Dragon, konnte aber jeden Augenblick herunterkommen und sich ein Mortadellabrot oder ein Glas Cola holen. Zum Glück konnten Carla und Gonzalo in dem Fall auf die wundersame Hilfe der Treppe zählen, vor allem der zweiten – oder vorletzten – Stufe: Wenn sie das gequälte Knarren hörten, verblieben bis zu dem Augenblick, in dem der große Bruder im Wohnzimmer landete, genau sechs Sekunden, Zeit genug, sich unter dem Poncho zurechtzusetzen und zwei harmlose Unbekannte zu mimen, die aus reiner Solidarität der Kälte gemeinsam trotzen.

Die futuristische Fanfare der Abendnachrichten beschloss den Tag. Das Pärchen legte im Vorgarten eine leidenschaftliche Abschiedsszene hin, die manchmal mit der Ankunft von Carlas Vater zusammenfiel, der dann das Fernlicht

einschaltete und den Motor seines Toyota aufheulen ließ, als Gruß oder als Drohung.

»Dieses Techtelmechtel dauert schon zu lange«, sagte der Mann mit hochgezogenen Brauen, wenn er in Stimmung war.

Vom Viertel La Reina bis zur Plaza de Maipú war es über eine Stunde Fahrt, die Gonzalo mit Lesen verbrachte, obwohl ihn meist die schwächelnde Beleuchtung daran hinderte und er ein Gedicht nur rasch überfliegen konnte, wenn sie an einer hellen Ecke hielten. Jeden Abend bekam er Ärger, weil es so spät geworden war, und jeden Abend schwor Gonzalo, ohne die geringste Absicht, Wort zu halten, dass er von nun an früher nach Hause kommen werde. Er schlief in Gedanken an Carla ein, und wenn er nicht schlafen konnte, was oft geschah, holte er sich in Gedanken an Carla einen runter.

Sich in Gedanken an den geliebten Menschen einen runterzuholen ist bekanntermaßen der feurigste Beweis der Treue, besonders wenn er, wie es im Film so schön heißt, ausschließlich auf wahren Begebenheiten beruht: Gonzalo verlor sich keineswegs in kühnen Phantasien, sondern stellte sie sich beide auf dem altbewährten Sofa, unter dem altbewährten Chiloé-Poncho vor, mit dem einzigen Unterschied, der einzigen fiktiven Zutat, dass sie allein waren, und dann drang er in sie ein, und sie umarmte ihn und schloss empfindsam die Augen.

Das Überwachungssystem schien unüberwindbar, doch Carla und Gonzalo vertrauten auf eine baldige Gelegenheit. Die ergab sich zu Frühlingsende, als die blödsinnige Wärme schon alles zu verderben drohte. Ein fulminantes Bremsen und ein kollektiver Aufschrei durchbrachen die Ruhe von

acht Uhr abends – an der Ecke war ein Mormone angefahren worden, die Hausherrin schoss hinaus zum Klatsch, und Carla und Gonzalo begriffen, dass der ersehnte Moment gekommen war. In Anbetracht der dreißig Sekunden, die die Penetration dauerte, und der dreieinhalb Minuten, in denen sie das bisschen Blut wegwischten und die ernüchternde Erfahrung verarbeiteten, hatte der ganze Vorgang gerade einmal vier Minuten gedauert, wonach Carla und Gonzalo sich kurzerhand der Schar der Schaulustigen anschlossen, die den blonden jungen Mann auf dem Gehweg umringte, daneben das verbogene Fahrrad.

Wenn der junge Blonde gestorben und Carla schwanger geworden wäre, hätte es auf der Welt einen leichten Ausschlag zugunsten der Dunkelhaarigen gegeben, denn ein Kind von Carla, die ziemlich dunkel war, und dem noch dunkleren Gonzalo hätte kaum blond werden können, doch nichts davon traf ein: Der Mormone wurde lahm und Carla so nachdenklich, schwermütig und traurig, dass sie sich mit lächerlichen Ausreden zwei Wochen lang weigerte, Gonzalo zu sehen. Dann traf sie ihn nur, um mit ihm Schluss zu machen, »Auge in Auge«.

Zu Gonzalos Verteidigung muss man sagen, dass in jener unglücklichen Zeit kaum Informationen im Umlauf waren, es keine Hinweise von Eltern, keine Ratschläge von Lehrern oder Erziehungsberatern gab, keine hilfreichen Regierungskampagnen oder dergleichen, denn das Land hatte genug damit zu tun, die gerade erst wiedererlangte, noch schwankende Demokratie über Wasser zu halten, als dass man an etwas so Fortschrittliches und Erstweltliches hätte denken können wie eine umfassende Sexualkundepolitik. Mit einem Schlag befreit von der Diktatur ihrer Kindheit, erlebten die

chilenischen Fünfzehnjährigen ihren eigenen Übergang, den zum Erwachsenenalter, indem sie Gras rauchten und Silvio Rodríguez, Los Tres oder Nirvana hörten und dabei allen möglichen Ängsten, Traumata und Betroffenheiten nachspürten, fast immer mittels der gefährlichen Methode von Versuch und Irrtum.

Damals gab es natürlich keine Abermillionen Online-Videos, die den Sex als Marathon propagieren. Zwar kannte Gonzalo Zeitschriften wie *Bravo* oder *Quirquincho* und hatte schon einmal ein paar *Playboy*- und *Penthouse*-Nummern, sagen wir, gelesen, jedoch noch nie einen Pornofilm gesehen, sodass er auch nicht auf audiovisuelle Hilfsmittel zurückgreifen konnte, um zu verstehen, dass seine Leistung in jeder Hinsicht katastrophal gewesen war. Seine Vorstellung von dem, was sich im Bett abspielte, beruhte allein auf den Poncho-Übungen und auf den Erzählungen einiger Klassenkameraden, vollmundig, wolkig und erfunden.

Überrascht und untröstlich versuchte Gonzalo alles, was in seiner Macht stand, um die Sache mit Carla einzurenken, obwohl in seiner Macht nur stand, im Halbstundentakt bei ihr anzurufen und seine Zeit mit vergeblicher Lobbyarbeit bei zwei tückischen Vermittlerinnen zu verschwenden, die ihm gar nicht helfen wollten, da sie ihn zwar für intelligent, attraktiv und unterhaltsam hielten, jedoch im Vergleich zu Carlas unzähligen Bewerbern für nichts Besonderes, für einen seltsamen Vogel aus Maipú, einen Störenfried.

Gonzalo blieb nichts anderes übrig, als alles auf die Karte der Lyrik zu setzen. Er sperrte sich in sein Zimmer ein und fabrizierte in nur fünf Tagen zweiundvierzig Sonette, von der nerudianischen Hoffnung getragen, etwas so restlos Über-

zeugendes zu schreiben, dass Carla ihn nicht mehr zurückweisen konnte. Bisweilen vergaß er die Traurigkeit; wenigstens ein paar Minuten lang wurde sie überdeckt von der geistigen Anstrengung, einen hinkenden Vers zu retten oder einen Reim zu finden. Doch auf die Freude über ein, wie er fand, gelungenes Bild folgte sofort die Bitterkeit der Gegenwart.

In keiner dieser zweiundvierzig Kompositionen steckte jedoch leider Gottes echte Poesie. Als Beispiel sei nur dieses kaum denkwürdige Sonett angeführt, das vermutlich noch unter den fünf besten – unter den fünf weniger schlechten – der Serie rangierte:

Das Telefon ist blau so wie das Weltall  
das Telefon ist gelb und es ist grün  
ich frag mich Tag und Nacht, wo bist du hin  
ich gehe wie ein Zombi durch die Mall.

Bin wie Pisco ohne Alkohol  
bin eine wunderliche Zigarette  
zerknauscht in ihrer Taschen-Ruhestätte  
bin eine Glühbirne laternenlos.

Das Telefon, es schrillt den ganzen Tag  
kaum anzunehmen, dass ich lächeln mag  
mir schmerzt das Herz und auch das Ohr

mir schmerzt die Braue, ja der Zahn da vorn  
nun ist es Sommer, Frühling oder Herbst  
und sehr wahrscheinlich, dass ich sterb.

Der einzige vermeintliche Vorzug des Gedichts bestand im bemühten Einhalten der klassischen Form, was für einen Sechzehnjährigen schon beachtlich sein mag. Das Schluss-terzett war bei weitem der schlimmste Teil und zugleich der authentischste, denn auf seine halbherzige, zögerliche Art wollte Gonzalo sehr wohl sterben. Es wäre nicht komisch, wenn wir uns über seine Gefühle lustig machten, machen wir uns also über das Gedicht lustig, über seine offensichtlichen oder mittelmäßigen Reime, über seine Schmalzigkeit, seine unfreiwillige Komik, aber unterschätzen wir nicht seinen Schmerz, der war echt.

Während Gonzalo mit den Tränen und den Fünfhebern kämpfte, hörte Carla wieder und wieder »Losing my Religion« von R. E. M., damals ein Erfolgshit, der laut Carla perfekt ihren Gemütszustand spiegelte, auch wenn sie nur einige Wörter davon verstand (»life«, »you«, »me«, »much«, »this«) und den Titel, den sie mit der Sünde in Verbindung brachte, als hieße der Song in Wirklichkeit »Losing my Virginity«. Obwohl sie bei den Nonnen zur Schule ging, war ihr Schmerz kein religiöser oder metaphysischer, sondern ein strikt physischer, denn, Scham und Symbolik beiseite, die Penetration hatte höllisch wehgetan: Dasselbe Glied, das sie sich sonst so ungeniert heimlich in den Mund gesteckt und Tag für Tag mit gehöriger Kreativität massiert hatte, kam ihr nun wie ein erbarmungsloser, heimtückischer Drillbohrer vor.

»Niemand steckt ihn mir je wieder rein, niemals. Weder Gonzalo noch sonst jemand«, sagte sie ihren Freundinnen, die sie jeden Nachmittag besuchen kamen, fast gegen Carlas Willen, die in alle Winde verkündete, sie wolle allein sein. Doch sie kamen trotzdem.

Carlas Freundinnen teilten sich von selbst in die engelhafteste, langweilige und umfangreiche Gruppe der Noch-Jung-

frauen und in die zusammengewürfelte, schmale Gruppe der Nicht-mehr-Jungfrauen. Die Menge der Jungfrauen bestand wiederum aus der kleineren Teilmenge derer, die als Jungfrau in die Ehe eingehen wollten, und der größeren, schwankenden Teilmenge der Nur-jetzt-noch-nicht, zu der Carla kurzzeitig gehört hatte. In der Gruppe der Nicht-Jungfrauen stachen zwei Freundinnen heraus, die Carla spöttisch und bewundernd »die Linken« nannte, eigentlich nur, weil sie in fast jeder Hinsicht radikaler oder vielleicht bloß weniger gehemmt waren als alle anderen, die Carla kannte. (Eine von ihnen wollte, dass Carla ihren Lieblingssong wechselte, denn sie hielt »I Touch Myself« von Divinyls, auch ein Erfolgshit damals, in der gegenwärtigen Situation für passender als »Losing my Religion«. »Lieblingssongs wählt man nicht aus«, gab Carla zurück, völlig zu Recht.)

Nachdem sie sich den Schwall von Ratschlägen aus beiden Lagern angehört und vor allem die Meinungen der Linken zu Herzen genommen hatte, hielt Carla es für das Vernünftigste, ihre erste sexuelle Erfahrung so schnell wie möglich zu vergessen, wozu sie logischerweise dringend eine zweite sexuelle Erfahrung benötigte. An einem Freitag rief sie nach der Schule Gonzalo an und zitierte ihn ins Zentrum. Der konnte sein Glück nicht fassen. Er rannte los zur Bushaltestelle, seltsam für ihn, da ihm rennende Leute auf der Straße lächerlich vorkamen, vor allem in langen Hosen. Er erwischte einen Bus ohne freien Sitzplatz, schaffte es aber dennoch, einen Großteil der zweiundvierzig Gedichte, die er im Rucksack bei sich trug, im Stehen noch einmal zu lesen.

Zur Begrüßung saugte sich Carla an seinem Mund fest und stellte gleich klar, dass sie wieder zusammen sein und